

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Der Winter unterm Mikroskop.

Von Edwin Rath.

Mit der Leichtigkeit und Windstille einer blauen Sommerbelle schweben wir hoch durch die Eisluft über die noch nicht gefrorene Welle des Thorakflusses, der von den Zutrömen der Geier erwärmt wird, dahin. Kein Wollfaden über Island. Ich werfe schon meine Hoffnungen. Schneefallen in verschiedenen Höhenlagen der Luft zu machen, in der Thera hinunter. Insbesondere die Größe der Fäden in den oberen und unteren Schichten der Späthe während des gleichen Schneefalles möchte ich ausplottieren. Vielleicht gar auch Kristallisationsvorgänge direkt unter der Lupe! Das wäre ein Augenmaus! Ein Wissenschaftsaus!

Meine biden ungeschulten Belandungen machen sich mit den Glasgängen und Glasfäden des Mikroskops zu schaffen. Das ungeschulte bide Belandungen vor mir, mit dem ich durch den Äther brumme, weißt sichtlich über das blau-drangende eine All hin.

Wollsch aber lebt es, als habe ihm eine unsichtbare Nadelnadel auf den Schmelz gebohrt, den Kopf mit einem Nadelnadel zwischen die Schultern herunter. Mit einem Nadelnadel laule ich selbst herum — und lasse mir den schneidenden, markierenden Nadelnadel in den Nacken pusten. Er schnidet mit Nadelnadel durch alle Nadeln, durch alle Nadelnadeln und Augen — ja direkt auf die Haut.

Den Kopf mühte mit der Eisesartm dieses Nord ab-reichen, der sich nur unter die Ohrenschüler fallstauernd beugt und die Nadelnadel und Ohrenschüler unter den Widen des Frostes jämmerlich schmerzen läßt. Da ich aber gleich empfinde, daß die Nadelnadel nicht höher ist, drehe ich mich aus meiner verurteilten Schlangenschwung angeschlossen im Sit wie ich bin, wieder nach vorn. Im Moment verfinstern und verschwinden die Augen unter plötzlich hervorbrechenden wahren Eisesstrahlen. Die Hände fahnen unwillkürlich schließend vor die Nase, da sich eine unsichtbare Materie in den Atem drängt und die Respiration be-angstigt behindert.

Ein nadelnadel Fluidum prallt mir ins Gesicht, fährt mir im Ru um den Hals und wie ein Eisauß in den Nacken hinunter, peitscht mit der Unsichtbarkeit und Un-durchdringbarkeit des Fluidums durch Sturmantel und Ausrüstung bis auf den Leib. Ich kann nichts mehr leben. Höre nur noch das Geulen der Maschine. Brenne nur noch im Gesicht und am ganzen ineinandergekrümmten Körper wie unter tauend feinsten Einstichnadeln.

Ich lebe noch eben, wie das Belandungen vor mir an den Nadelnadel und Eischenstrahlen herumflutet, ängstlich inein-ordnungslos wie ich — da schneubeln wir auch schon in dem Eisesstrahl nach unten. Mir ist es gleich. Meinewegs auf einem Eisesstrahl des Kofa zu Kofa zu schmelzen. Nur aus vieler Eisesstrahl menschenähnlicher Äußerungen!

Auf einem Eisesstrahl des Kofa, 20 Meter von einer grünblau akkuzierenden, unheimlich dräuenden Kofastraße, lebt mein Führer tatsächlich auf dieser Eisesstrahl, tolle Dänen-leutnant: landet hier mit gemächlicher Brauour.

„Rufen Sie was das war?“, sind seine ersten Worte; er auch mikroskopisch nach oben und lacht das Mikroskop her-vor. Ja, lacht über meine Schulter mit einem nadelnadelnden Eisesstrahlenschein und hält ihn unter das Deulac. Sehen Sie! — Damit Sie überhaupt noch was davon sehen: heißen Sie sich...! Eisesstrahl uns denn umsonst in Eisesstrahlenschein und Kofa?!

Was lebe ich? Mit meiner Brille nichts. Mit der Mikroskopbrille: ein zartes, opaleszierendes durchscheinendes des Farbergeffers von allen Seiten Tinten des Wismen-fandes. Als sei unter den Schließsteinen von Diamanten-schneidern von ein buntbrennender Eisesstrahlenschein des foh-baren Staubes über mein Gesichtstrahlenschein geflossen. Nach und nach untersehe ich in dem gläsernen foh-baren Staube, vollkommen undurchsichtig, wenn ich vom Lichte nicht ge-troffen werden. Sechshundert vierzigste Zylinderfäden, dünner denn Nadelnadeln, da sie mit bloßen Augen über-lauscht nicht erkennbar sind, nur unterm Deulac in Eises-strahlung treten.

Gänzlich unsichtbar schweben sie mit dem Kristallstrahl ihrer Wollen durch das ununterbrochene blau hin, lassen auch wohl jenen Regen aus hellem Himmel den wir gar nicht verstehen wollen. In die fliegendste Sommeronne nieder-prasseln und sind die Erreger besonders wohliger Gefühle, wenn man auf Island oder dahinter sich in das unsicht-bare Geheimnis ihres teuflischen Staublinsens verfliegt.

An einem bis auf den Grund knallhart gefrorenen Teich liege ich hinterm Schilf auf dem Eis. Als läge ich auf dem kristallhellen Wasser, so klar lebe ich die Welle, die im Herbst überflutete, unter mir. Dort kühlt das belbe-dene Lebermoos den Schlingelrand seines fast eichen-förmigen Laubes hin, dort hängt noch ein müder alter-salber Wedel des Widenwuchsmanes herauf, und neben dem wirren Nadelnadel der Hatterfäule hängt noch ein erkrankter Nadelnadel traurig in die Smaragdgrünwertchen felter Blätter hinab.

Einen Ährig Jammernden Lichtstern sende ich hinab zu dem Ertrunkenen. In der Rechten halte ich ein faulstüch-tiges Brennglas. Ich stecke es damit in Brand, schmelze nur das Eis an. Der leuchtende schmale Lichtstern, der aus der fröhlichen Linie mit glühender Kraft herporstrahlt, erzeugt im Innern des Eises, wohin ich nicht tief unter die Ober-fläche den Brennpunkt verlegt habe, Schmelzprozesse. Blühende Büttchen wirselt glimmerige Verleihen, leuchten in der glühenden Stelle des Gefrorenen auf. Wie groß aber erscheinen sie, nun ich mein bides Brennglas aufs Eis leg; und durch sein Linienzentrum hinaufschau! Reinecke blüht-irrahende Silberne Palasttürme! Aber was lebe ich noch, was entzückert mir meine Polarlinie? Die Knöpfe sind la-ber-lachend. Darum herum aber entwidelt sich etwas, als läge da irgendwo im Eis ein magischer Zauberflüster, ein Eisesstrahl, der mit Blumen aus anderen Dimensionen schmeißt. Hier schweben sich sechs Versteinerungsblätter um den Palastknopf, dort sind es Eisesstrahlen vom neuen Mele, weiter rechts hat sich die Küchenschelle an den Palast geknallt. Daneben aber ist aus dem Knopf ein Eisesstrahl geworden, ein prächtiger Ordensstern der sechs in Eisesstrahlung herausstrahlende seine Farnwedelgebilde Ährig zusammenkomponiert.

Wo ich mein Brennglas hinhalte, immer schmilzt es wieder, so wie im Eis verborgen schlummernder Blüten los, die wie die Geleiten der rinasum in Rur und Wiele ge-frorenen Blumen gleich, farblos, traurig schon anmuten. Milliarden kleiner flammender Kristallwunder schillert ein roter ungeliebter Eisesstrahl ein, und regelmäßig erblühen sie um das glitzernde Verleihen, das nichts anderes ist als

ein leeres Luftbläschen, das sich im Schmelzprozeß bilden muß, da Eis ein geräumigeres Volumen als Wasser hat.

Mit meiner Eisesstrahl, meinem Sonnenstrahlenschein, Rehe ich vor einem biden, breitbeinigen Waden, einem ver-trümpelten Eisesstrahlenschein. Verirrt hat er keine Nadeln um die Welle dicht zusammenschmiegt. Was wir bei uns nur in grimmigen Frostzeiten auch an unseren Nadeln-räumen beobachten ist hier in der Eisesstrahl des Eisesstrahl zum Normalen geworden. Auf dem struppigen Eisesstrahl-lebe ich mit Hilfe meiner Eisesstrahl die Verwandi-kchaft jener Blumenstrahlen. Einen Orden für einen eisenen Mathematikus, aus lauter Dreiecken und Quadraten zusammengesetzt, bewundere ich, und außerdem wieder Blumen an Blumen, laulendstaltig wie in einer Eisesstrahl Blumenstrahlenschein. Alles zusammen aber in einer eisenen Schmelzstrahl.

Das Blumenstrahlenschein des Winters entdeckte schon 1811 einer, der auch das Geheimnis der Welt entdeckte: Johann Kropfer. Siehe, ein Ding, kleiner als ein Waden-trucken und mit vollendeter Gestalt, bewußt ein er-wünschtes Angebinde für den Liebhaber des Nichts und nicht minder zahlend für den mathematischen Geber, der nichts hat und nichts empfängt! Schreibt er Waden von Wadenstrahlenschein in seiner kleinen Schmelzstrahl, die er als Neu-laktisch dem Freunde sendet.

Wie Johann von Leiden in Münster Hof hielt.

Die religiös-kommunistische Bewegung, die die Wieder-täufer in den Jahren 1534 und 1535 in Münster zur Herr-schaft brachten, hat uns heute wieder mit besonderer Lebendigkeit, da ähnliche Strömungen auch bei uns in dunklen Zeiten gären. So viel auch über diese phantastische Episode der Reformationszeit bereits geschrieben worden ist und so viele Dichter mit mehr oder weniger Glück ihre Phantasie an diesem Stoff verlagert haben, so fehlt es bis-her an einer Sammlung der Zeugnisse, in denen aus um-mittelbarer Anschauung die Ereignisse dargestellt sind. Eine solche Zusammenstellung der wichtigsten Berichte, Aussagen und Akten der Augenzeugen und Zeitgenossen bietet jetzt Clemens Kropfer in seinem bei Eugen Diederichs erschienenen Werk „Die Wieder-täufer zu Münster 1534/35“. Farbiger und packender als in jeder geschichtlichen Darstellung breitet sich hier vor uns der Verfall der aus Wadell und Ein-ladung, Fanatismus und Grausamkeit aus, der die alte Eisesstrahlenschein erschütterte. Von den ersten Eisesstrahlen mit denen die Propheten zuerst die Straßen erfüllten bis zu ihrer jämmerlichen Hinrichtung am Schandpfahl stehen die unter dämonischen Gestalten dieser Eisesstrahl vor uns, die die Gütergemeinschaft und Vielweiberei einführten und ein „heiliges Königtum“ errichteten. Nach dem Tode des Raders Jan Mattheus aus Dordrecht, der die Wieder-täufer-Bewegung nach Münster brachte war Jan Bodell, ge-nannt Johann von Leiden, die hervorragendste Persönlich-keit. Die Eisesstrahlen erzählen uns anschaulich, wie er auf der Höhe seiner Macht in der weltlichen Hofhaltung seinen seltsamen Hof hielt. Er erhielt eine Hofordnung, verteilte alle möglichen Hofämter und statuierte auch seine Königinnen mit reichem Hofgefolge aus. Während diese Ämter verteilt wurden, erzählt Kropfer in seiner fesselnden Chronik weiter, wie er, um das, was die Eisesstrahl der Dichter vorstellte, auch in der Kleidung und im Schmuck auszuwirken, zwei Kronen aus reinem Gold mit funkelnden Edelsteinen anfertigen. Die eine trug er als Königskrone einige Türme während die andere aus einem Kreuz aus goldenen Blättern über dem Scheitel des Hauptes trug und mit arabischer Schrift nach Art der Kasser-tenne so gearbeitet war, daß die Arbeit fast den Stoff über-trat, weshalb er sich einbildete, daß er nicht nur ein König-reich oder einen Teil der Welt, sondern die Weltbeherrschung über den ganzen Erdteil erlangen würde. Die Kleidung entsprach dem übrigen Schmuck und war mehr als königlich. Er wechselte sie nach Gutdünken. Denn bald trug er, wenn er öffentlich auftrat, ein strahlendes, schattiges oder purpurnes Kleid, bald ein ganz leibenes, bald ein von schwarzem oder andersfarbigem Damast, mit Vell verbrämt, bald ein schillerndes mit allerlei Figuren verziertes, bald ein mit Gold und Silber durchwirktes, bald ein leibenes mit durchbrochenen Ärmeln und goldenen Spangeln. Die Tracht der königlichen Trabanten und Lakaien war Rot und Grau; denn das waren die Farben des Königs.

In seinem Palast auf dem Domplatz hielt Johann nun glänzenden Hof und den Hof der Königinnen hatte er in der Homprokete eingerichtet. Die Königinnen hatten eine solche Menge verschiedenfarbiger Kleider, so viel Schmuck, so viel Vell, so viele Ketten, Kleinodien, Ringe, daß dieser weltliche Hof mit einem kaiserlichen weitestens konnte. Der König hielt öffentlich Gericht. Sein Stuhl stand auf dem Markt gegenüber der Stadtwaage und erhob sich, wie es sich für einen König gebührt, von der Erde auf drei Stufen. Wenn der König kam, wurde er manchmal mit gekrönten, manchmal mit purpurnen Teppichen und leuchten Rissen geschmückt. Dabei kam er dreimal in der Woche zu Pferde im festlichen Aufzug der Hoflinge und mit einem Hofgefolge, um die Klagen des Volkes zu hören. Sobald man auf den Markt kam, hielt der Kaiser das Pferd des Königs und dieser bestieg keinen geschmückten Stuhl, wogte das Zepter in der Rechten und berief die freitenden Parteien zu sich. Oft kam auch der König und das ganze Volk zu Predigten auf dem Markte zusammen. Zu diesen fand sich auch die Königin auf einem kaiserlichen, mit einer purpurnen Decke belegten und von einem Kaiser geführten Pferde ein. Sie begab sich in das der Waage benachbarte Haus, wo sie dem König gegenüber auf leibenen Rissen Platz nahm, während die anderen Hofleute und Knechte um sie herum lagen, und hörte die Predigt. Manchmal hielten nach der Nachmittagspredigt die Hof-leute und wer sonst Lust hatte, Tanzbelustigungen ab, wo bei der König Vorständer war, und bis zum Überdruß mit den Weibern getanzt wurde. Bezeichnend ist auch die Schilderung, die der Schweizer Heinrich Gressel in seiner niederdeutschen Chronik von Johann entwirft, wenn er auf dem Markt Gericht hielt. Als der König hat gefessen auf seinem Stuhl, so hat auf jeder Seite vor dem König ge-standen ein Junge, der eine Junge zu der vorderen Seite, der hatte ein Schwert in der Hand, das war das alte Testa-ment, und der andere Junge zu der linken Hand hatte ein kleines Schwert in der Hand. Der Junge zu der rechten Hand, der bedeutete, daß sich der König wollte setzen an Gitter halt und wollte sich setzen in den Stuhl Davids und sollte Gottes Wort auf das neue verkündigen, und das wäre so lange verurteilt gewesen. Und der Junge zur linken Hand mit dem Schwert das bedeutete, daß er ein König wäre der Gerechten und ein König über die ganze Welt, und sollte alle Ungerechtigkeiten strafen.

Mwanga und der Missionar.

Von Elsa Maria Sud.

Der Missionar sprach zu einem Häuptling Inner-afrikas: „Mwanga, bist du mein Freund?“

„Ja, weicher Mann, ich bin dein Freund!“

„Gut; du bist ja auch ein Christ geworden, wie ich es bin. Vieles habe ich dich gelehrt vom Wesen eines Christen-menschen und du weisst, daß es nicht genug ist, an das Göttliche zu glauben; viel wichtiger ist's, den Lehren nachzu-wandeln. Darum sage mir: Wie ist dein Gelübde halten und keinen Menschen mehr fressen?“

„Es wird sehr schwer sein, Herr!“

„Ob, Mwanga, dann bist du noch weit entfernt vom wahren Christen! Bedenke doch, Menschen verzehren, deine Brüder, mit Augen und Ohren, wie die deinen, Fleisch von deinem Fleisch, Menschen, um die eine Mutter weint!“

„Herr, du weisst, daß wir nur unsere Feinde verzehren!“

„Es ist die gleich unangeheure Sünde vor Gott Mwanga. Sie wird dir nie vergeben werden. Liebet eure Feinde, spricht der Herr!“

Mwanga rief die biden Lippen aneinander und zeigte ein weiches Lächeln, das gefährliche Lächeln der Un-schuldigkeit.

„Ist das die weißen Männer?“ fragte er.

„Sie hemmen sich“, war die vorsichtige Antwort.

„Haben sie keinen großen Krieg mit dem Nachbar ge-habt, oh! Was tun sie, wenn die Bantumba kommen und ihnen die Haut wegnehmen?“

„Die Bantumba sollen eben auch wie Christen leben und den Nachbar haben zu lieben lassen.“

„Aber sie tun das nicht, Herr. Da habt ihr bessere Nachbarn, und der Christengott hat die Gehebe eben für euch gemacht. Wir können doch unseren klümmen Nach-barn nicht lieben!“

„Mwanga, du mußt es mir nicht so schwer machen. Sieh mal, auch wir müssen oft mit unseren Feinde kämpfen und ihn töten. Doch dann ist es ein ehrlieber Kampf der Männer; die Erschlagenen begräbt man, die Verwundenen werden gepflegt. Mwangas Augen funkelten auf: „Ach, so habt ihr doch den großen Krieg! Tötet ihr die Feinde mit dem Dolch, das ihr an das Gesicht drückt, bis es donnert?“

„Ja, mein Freund. Und dann lassen wir ihnen im Tode Ruhe und essen sie nicht auf, wie ihr!“

„Herr, du hast mir gesagt, in eurem Lande seien viele, viele Feinde, und die müßt ihr gern essen. Wir haben aber nur eine Kuh, und die muß leben, denn sie gibt zu trinken. Da müssen wir schon die toten Feinde zur Mahlzeit nehmen.“

„Mwanga, du wirst nie in den Himmel kommen, wenn du das noch tust.“

„Herr, ihr kommt doch aber hinein, und doch nicht auf ihr nicht eure Feinde! Dem toten Feind ist es kein Schaden mehr, ob er bearbeitet oder geessen wird.“

„Wenn du mir nicht gefordest willst, Mwanga, was es vergessliche Ruhe aus dir einen Christen zu machen.“

Der Nezer verlor in Nachdenken. Dann fragte er wieder: „Habt ihr immer Krieg mit dem Nachbar?“

„Nein. Wir leben viele Jahre im schönsten Frieden und haben uns lieb. Doch dann kommt wieder etwas auf, das die Menschen toll macht, daß sie sich aufeinander stürzen. Es wechseln Kriege und Frieden, wie Schlaf und Wachen. So ganz wird der Krieg wohl nicht aus der Welt zu bannen sein.“

„Und warum soll denn das Menschenfressen aus der Welt verschwinden, Herr? Ich lebe keinen Unterschied.“

„Weil es ein Grauel ist, keine Menschenbrüder aufzu-nehmen!“

„Die Feinde nur, keine Brüder!“

„Eine Brüder vor Gott, Mwanga du denkst nie daran!“

„Doch, Herr, ich denke — ich denke immer zu, aber ich kann den Unterschied nicht einsehen.“ Und er schloß die Hände und hobte vor der grimmigen Arbeit seines Schädels. Während sie so lagen, tönte vom Dorf her ein dumpfes Trommeln, obwohl an dem Wirtshaus und drüben mächtig zur Weite. Mwanga schenkte auf und schrie: „Die Bantumba kommen!“

„Er tat noch einen tiefen Atemzug und sagte leise: „Lebewohl, Herr. Nach dem Kampf werde ich wieder ein Christ sein!“

Und er entließ in großen Sprüngen.

Die beiden Dackel.

Von Dora Reiers.

An der Straßenbahn sitzt ein Dackel mit der dazu-gehörigen Dame. Er sitzt da mit seinem überlegenen dümm-ligen Ausdruck, den nur ein Dackel haben kann. Er scheint lachend mit sich zufrieden und hat eine unbedingte Ab-sicht mit einem lokalen, hochbürgerlichen Hausvater.

Ein kleiner Junge steht ein. Dieser kleine Junge trägt auch einen Dackel im Arm, aber einen künstlichen Dackel mit Tuschel, schwarzen Knopfaugen und Rollen an den Beinen. Der kleine Junge stellt seinen Dackel auf die Erde, so daß er sich gerade gegenüber dem wirklichen Dackel be-findet und auf seinen Rollen rathmisch hin- und herwackelt.

Der lebende Dackel richtet sich auf mit einem Gesicht, dessen Entsetzen etwas Menschliches hat. Er hört einen kurzen Pfiff laut aus, in welchem Angst, Krächze und Mut sich mischen. Und von keinem Glas herunterstürzend, fällt er den vermeintlichen Rivale an.

Aber kaum, daß er an ihn heran war, und noch ehe der kleine Junge sein Spielzeug aufstreichend dem drohenden Angriff entreißen konnte, hatte der lebendige Dackel ge-wittert, daß der Rivale vor ihm war die äußere Er-scheinungsform eines Dackels, aber weder seine Seele noch sein Blut hatte.

Und nachdem ein einziges Anspringen, ein einziges Schnuppern diese Wahrnehmung ihm vermittelt hat, ge-liebt etwas sehr Wertwüßiges: Die Erregung, die Furcht und die Angriffswut verebben mit einem Male. Mit einer unnochdamlich hochmütigen Bewegung dreht er sich um und schneidet verächtlich durch die Haie und geht auf seinen Pfad zurück. Er legt sich zu den Füßen seiner Dame und schließt die Augen, als ob er zeigen wollte, daß sein Interesse für den Kunstbuckel erloschen. Der Hand nun neben dem kleinen Jungen, sah aus leblosen Knopfaugen ins Weite und wackelte dumm beim Stöken des Wagens.

Wir hat der Dackel imponiert. Wie oft begannen wir im Leben Leuten — sie sind nur der Form nach Menschen. Der Geistesstruktur nach aber leblos, künstlich, höhl. Und doch, immer legen wir unsere Wünsche, unsere Träume in sie hinein. Wir mühen uns, wir werben, wir kämpfen — wir werden enttäuscht. Aber wir werden nicht klug und versuchen es immer wieder.

Wie gesagt, mir hat der Dackel imponiert.

Frauen // Zeitung

* Die „mittelalterliche“ Frau als Romanheldin. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß durch Jahrhunderte für den Roman eigentlich nur das junge Mädchen existiert hat. Von den Heldinnen der belletristischen Romanliteratur an bis zu den Jüden und Götten der „Neuen Heloise“ und des Werther ist es das liebende Mädchen mit seinen Hoffnungen und Leidenschaften, seinen Freuden und Qualen, dem wir in allen Geschichten begegnen. Fast hat es den Anschein, als ob es überhaupt keine älteren Frauen damals gegeben hat; jedenfalls existieren sie für den Romandichter nicht. Sohärens daß man als Kontrastfigur, als Mutter oder Vertraute, eine alte Frau einführt, die aber mit dem ergründenden Haar die Fähigkeit, noch lebhaft zu empfinden, einbüßt zu haben schien. Es war etwas ganz Neues, das allgemeines Aufsehen erregte, als Volgar in seinem so berühmten Roman die „Frau von 30 Jahren“ entdeckte, und dieser tiefe Kenner der Menschenseele offenbarte damit der Welt ein bis dahin unbekannten Gebiet weiblichen Fühlens und Lebens. Volgar behauptete sogar, daß die reife Frau erst die „wahrhaft Liebende“ sei, und ihm haben sich zahlreiche andere Dichter angeschlossen, die nunmehr die Frau in der Reihe ihrer Entwürfungen zur Heldin ihrer Geschichten machten. Die „mittelalterliche“ Frau, die die 40 überschritten hat, spielte auch weiterhin keine Rolle im Roman. Erst Karin Michaëlis führte das „gefährliche Alter“ in die Literatur ein, indem sie in ihrem so viel Aufsehen erregenden Roman mit diesem Titel eine Frau schilderte, die noch einmal eine große Liebe erlebt, bevor sie in die Reihe der Matronen eintritt. Das „gefährliche Alter“, das längst die Aufmerksamkeit der Psychologen und Ärzte erregt hatte, wurde damit literarisch. Aber daß die feineren Seelenregungen der „mittelalterlichen“ Frau in diesem literarischen Lichte genügend erlicht worden seien, wird man nicht behaupten können. Die Frau in reiferen Jahren ist noch immer lausagen das Stiefkind der Romane, und doch bietet sie dem Seelenkennner eine reiche Fundgrube neuer Motive. Nach immer älterer die reifere Frau ziemlich idealenhaltig durch die Richter, und nirgends finden sich die lebendigen Farben, mit denen man die Leidenschaft des lebenden Weibes oder die abgeklärte Weisheit der Greise charakterisiert. Unda Dala lenkt in einer Blauberei die Aufmerksamkeit der modernen Romandichter auf diesen so wenig beachteten Top. „Der Durchschnittsmensch“, schreibt sie, „ist und wenig Interessantes an der Frau finden, die die Mitte der 40 überschritten hat. Aber der Dichter sollte tiefer blicken, und er wird dann in ihr den besten Gegenstand für das Studium der menschlichen Natur finden. Diese Frau in mittleren Jahren hat ihre eigenen Konflikte, ihre bekümmerten Ergebnisse, ihre soziale Tragik und Schönheit. Was sie auch nicht mehr von der Romantik umgeben sein, die die Liebe der Frau verleibt, so hat sie dafür Kraft und Sicherheit gewonnen um das Leben zu meistern. Sie weint nicht mehr über die großen und kleinen Schmerzen des Daseins, sondern sie überwindet sie durch rationales Wirken. Wer die moderne Gesellschaft verstehen will, muß sich gerade in das Wesen der alternden Frau vertiefen, muß erkennen, welche Hoffnungen sie bezeugt, durch welche Erlebnisse sie zu dem wurde, was sie ist. Sie ist kein Körperbündel mehr mit wechselnden Launen und Gefühlen, sondern ein schon umrisener Charakter, dessen Monumentalität Beschreibung fordert.“

* **Sonnige Frauen.** Das Mädchen Sonnenchein ins Haus bringen, ist ein altes Erbschloß, das aber ein englischer Goldschmiedemann in einem Londoner Blatt von einer neuen Seite beleuchtet. Er hat sich eine neue Sekretärin engagiert und das Glück gehabt, einen solchen „lebenden Sonnenchein“ zu finden. Zahlreiche Damen hatten sich dafür vorgestellt — da kam sie! „Es war ein düstrierer, nekliger Tag, als sie in mein Bureau trat“ schreibt er, „aber in demselben Augenblick schien mir der Raum heller. Sie war einfach gefeiert und in nichts besonders auffällig. Aber als sie „guten Tag“ sagte, da glitt ein Lächeln über ihre Lippen, das wie der hellste Sonntag strahlte. Die ganze Welt schien mir licht und fröhlich zu sein. Eine unbeschreibliche Heiligkeit und Wärme ging von ihr aus und erfüllte mich. Eine Telefonistin, die manchmal meine ungeduldrigen Aufseherin wortet, hat in ihrer Stimme die gleiche Kraft wie dieses Mädchen in seinem Lächeln. Wenn sie „Ant“ sagt, so dringt ein heftigstes Leuchten aus diesem Klang und selbst wenn sie mehrmals eine falsche Nummer gibt, so war ich doch nicht imstande, deswegen zu schimpfen, denn sie entschuldigend sich so entzündend, daß ich vollständig entzweit bin. Ich werde sie niemals sehen, aber ich liebe ihre Stimme und ich stelle mir vor, daß ihr Haar so golden ist wie der Klang der Worte, die sie spricht, und daß sie so viel Glück hat, wie aus ihrer Stimme tönt. Solche sonnigen Mädchen sind ein Segen, der die arme Eintönigkeit unseres Alltags mit hunder Schönheit durchstrahlt, aber ihr verhängender Einfluß ist uns niemals willkommener als in diesen dunklen Wintertagen, in denen uns so sehr nach Sonne verlangt. Die Sonne, die sie ausstrahlen, mag wohl tiefer aus ihrem Herzen kommen; es ist die Kraft einer inneren Fröhlichkeit, die aus einem harmonischen Geist in einem glühenden Körper entspringt.“

Welt und Wissen

* Die Augen bei Insekten und Reptilien. Man kann die Tiere in Jäger und Gejagte einteilen, und als wichtigstes Merkmal dieser Klassifizierung bietet sich die Lage der Augen und der Pupillenform dar, die von dem Verhalten des einzelnen Tieres in sehr charakteristischer Weise bestimmt wird. Nach den eingehenden Forschungen, die die französischen Zoologen Billard und Dodel darüber angestellt haben, macht Kochler in den „Naturwissenschaften“ interessante Mittheilungen über den Zusammenhang der Augen mit der Lebensweise. Bei den Jagdtieren liegen die Augen vorwärts am Kopf und haben von einander geringen Abstand; sie sind tief in die Höhlen eingebettet und von den hier festlich anliegenden mächtigen Kaumuskeln umgeben und vertieft, daher ist das binokulare Gesichtsfeld groß das panoramatische aber sehr eingeschränkt. Sie können außerordentlich scharf in die Weite sehen, so daß sie das Beutethier schon aus großer Entfernung erspähen; aber die Augen sind nicht dazu eingerichtet, um den Blick überall im Umkreise herumgehen zu lassen und sich vor traudelmöge auftauchenden Verfolgern zu retten. Die Pupille ist bei den lauernden Jägern, die viel „auf Anstand liegen“, aufrecht elliptisch; bei den Tieren, die im Laufen jagen, sind die Pupillen rund, die gejagten Tiere haben im Gegenlag dazu seitwärts liegende Augen mit sehr weitem Abstand, so daß sie nach den Seiten blicken können; die Augenbeden sind hoch und werden weder durch Wülste noch durch die Kaumuskulatur vertieft, so daß sie weit aus den Höhlen hervortragen. Das Erben in die Entfernung ist demzufolge sehr gering und fehlt manchmal ganz, dagegen umfassen sie mit ihren Blicken beinahe den ganzen Horizont und können die Jäger von allen Richtungen her erspähen, wenn sie herankommen. Das gehegte Tier kann in Folge dieser Augenlage gleichgültig leben, wohin es läuft, und dabei doch den Verfolger im Gesicht behalten. Bei den besten Käufern unter den Reptilien ist die Pupille wagrecht elliptisch, so daß auch sie zur Verbreiterung des Gesichtsfeldes be-

Neue Bücher

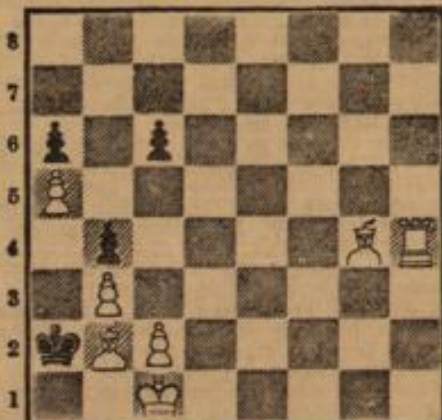
* „Kämpfer“, großes Menschentum aller Zeiten, vier Bände. (Amenophis bis Columbus, Vorher die Schiller, Freidrich dem Stein bis Napoleon, Dabei die Nationen.) Herausgegeben von Hans von Arnim. Mit Zeichnungen von Professor Arthur Meppel und Porträtskizzen in Tiefdruck. (Franz Schneider Verlag, Berlin SW. 11.) Vier stattliche, in sich abgeschlossene Bände umfassen dieses Monumentalwerk, das seinen Ursprung nicht aus dem Wunsch herleitet, geschichtliche Epochen in ihren großen Männern darzustellen und große Männer aus ihrer Epoche erlösen zu lassen. (Indem ergibt sich eins aus dem anderen.) Jenes und Nichts des Herausgebers war, unserer heutigen Zeit, die in Gefahr ist, der ernen Größe im Menschen zu misstrauen und dabei doch nach geistlicher Leitung und irdischer Kraft verlangt, große Menschen aller Zeiten nahe zu bringen und damit den Glauben an menschliche Größe widerzugeben. Aus dem selbsteleganten Rahmen ihrer Spezialität herausgerissen, werden die Gelehrten als Träger der Kraft, Menschenwürde und Idealismus, die sie waren, herausgelöst und dargestellt, verlieren sie das Begriffsmäßige und Körperliche, bekümmern durch einseitig bühnisch eingeschaltete Geschichtsfortführung angereizt wurde und werden zu Menschen. Romantische Historiker und Schriftsteller von anerkanntem Ruf sind die Verfasser. Allen Kultur- und Kunstgelehrten sind die Persönlichkeiten zu entnehmen. Gornsdorf, Fichtelscher-Ghan, Paulus, Cramwell, Friedrich d. Gr., Wallington, Beethoven, die Rubinstein, Kapellen, Debussy, Wagner, die Drosche, Nietzsche, Tolstoi, Strindberg, Bergmann, Raumann, Pilsa Braun u. a. Von den Verfassern möchten wir Fritz Müllers, Richard Stahn, Gerh. Ritter, Joachim Kühn, Konrad Jaenicke, Gabriele Reuter, Arthur Hüpf, Theodor Dörfl, Ludwig Maruse, Alfons Jaquet, Wilh. Gschäfer und Max Weber nennen. Jeder der Gelehrten kommt von einer anderen Seite der riesigen Peripherie. Alle strömen einer Mitte zu, die nicht Erlös, in materiellem Sinne heißt, sondern die Gestaltung und Forderung persönlicher Ziele, größter Menschheitsdien ist, wobei die reine Kraft des innerlichen Willens als notwendiger Faktor für die Würdigung herangezogen wurde. Für eine würdige Ausstattung des Werkes ist der Verlag in ganz besonderem Maße bemüht gewesen.

Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von R. Wedesweiller.

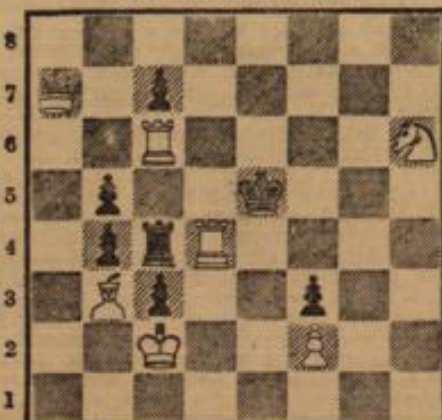
479. W. Cremer.



Weiß: Kcl, Th4, Lb2, g4, Ba5, b3, c2;
Schwarz: Kn2, Ba6, b4, c6.

Matt in 3 Zügen.

480. P. A. Orllmont.



Weiß: Kc2, Da7, Tc5, d4, Lb3, Sh6, Bf2;
Schwarz: Ke1, Tc4, Bb4, b5, c3, c7, f3.

Matt in 2 Zügen.

479. Ein nettes gefälliges Stück. Daß der Turm den Mattstoß geben muß, ist klar; aber wie? Das zu erfahren, ist leicht und erbaulich. — 480. Ein preisgekröntes Problem aus dem Teplitzer Kongreßbuch. Das sagt genug.

Partie Nr. 221. — Retis Eröffnung.

Wiener Meisterturnier 1923.

Weiß: Reti; Schwarz: Dr. Gruber

1. Sf3, Sf6; 2. c4, d6; 3. g3, Lf5; 4. Lg2, c6; 5. b3, Dc8; 6. h3, e5; 7. Lb2, Sa9; 8. Sc3, b6; 9. d3, Le7; 10. Dd2, Sc7; 11. Sd1, 0-0; 12. Sc3, Lb7; 13. 0-0, Sd7; 14. Sh2, Se6; 15. f4, exf4; 16. gxf4, f5; 17. Khil Sf6; 18. Tg1, Sh5; 19. Lf3, Sxf4; 20. Sd5, Sxd5; 21. cxd5, Lg3; 22. dxex6; aufgegeben. — Diese Partie ist eine Glanzleistung Retis. In der letzten Nummer der von ihm geleiteten Schachpalste des „Berl. Börsen-Couriers“ spricht er sich nun ganz kurz über den gegenwärtigen Stand der hauptsächlich von ihm und Aljechin angebahnten neuen Eröffnungslehre aus. Wie alles Revolutionäre hatte sie anfangs im Kampfe gegen die starre Tradition, gegen die Schablonen, den Vorteil für sich. Doch nun droht durch die jüngeren Meister, die das Errungene schon als Erbe empfangen, die die Eröffnung wohl im neuen Stil, nicht aber im gleichen Geiste behandelnd, alles wieder zur Schablone zu werden. Obige Partie gibt nun ein recht klares Bild von Retis Art, die Partie zu eröffnen und, ob siegend oder unterliegend, zum Meisterwerk zu gestalten. Alle verstaubte Requisiten aus der Schachrummelkammer (Sf3,

* Ernst Lothar: Bekenntnis eines Verur-
theilten. Roman. (Verlag Ullstein, Berlin.) Die eigenartige
Erzählungsweise des Herrichters Ernst Lothar, der in den beiden
bis jetzt erschienenen Bänden seiner Romantrilogie „Nacht über alle
Menschen“ ein Menschenhefisch mit feiner Schlichtheit konstruirt,
zeigt hier einen Lebensdilettanten aufzuwachen, der aus selbst-
quälerischem Verantwortungsgelüste zum Schauen seiner Empfindungs-
weise wird, der bei allem, was er unternimmt oder unterläßt,
nur das Verjaßliche sieht, mit dem obersten Verjaß: „Kein Mensch
darf den anderen unglücklich machen.“ Die autobiographische Fälschung
des Romans enthält eine Lebensbeichte und jenseitige eine Ver-
theilungsfälschung, die den Helden der Fälschung und sich selbst
gegenüber entlassen und rechtfertigen soll vor penitenten Vor-
würfen über die an Einsamkeit grenzende Gemüthsruhe seines
Daseins und die Enttäuschungen, die er darüber erlebt und erlebt.
Ein Lebensroman, der sich zur Vernichtung führt und nur durch das
Vertrauen erträglich wird, daß ein Vergnügen zum Glück des anderen
nötig ist. So vergisst er auf die Frau, die ihn liebt, entfremdet
sich Menschen, die ihm nobelsten und erst die letzte Chance, die ihm
das Schicksal bietet, muß sich vor seiner Nüchternheit und Gewissen-
strüpfel vor Raubstreicheln mandeln, um zu überzeugen. Was dem
Romane einen besonderen Reiz gibt, ist die Schilderung des typisch öster-
reichischen Milieus. Töner Kreise des höheren Beamtenums, die
von den verändernden wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen
besonders betroffen wurden. Die lebendige Darstellung ist ein
Meisterstück moderner Erzählweise.

„Die deutschen Stämme und ihr Anteil am Leben der Nation“ Von Dr. Th. Lenzson. (Verlag Quelle u. Meyer in Leipzig.) Das vorliegende Buch befaßt sich vor allem mit der Wissenschaft der Stämme. Nach einem einleitenden Kapitel, in dem die Entstehung der deutschen Stämme vom 3. bis 5. und später vom 12. bis 14. Jahrhundert dargestellt wird, geht der Verfasser dazu über, zunächst die Altstämme, d. h. diejenigen, die in ihren ursprünglichen Eltern verblieben sind, zu schildern. In drei Kapiteln werden nacheinander Friesen und Sachsen, Franken und Thüringer, Alamonnen und Bayern geschildert; dann folgen im 5. Kapitel die Reststämme, die auf dem Balkan- und den des Adrians umlaufenden Küsten der Provinz, Keltier und Thierreiter. Der Charakter der einzelnen Stammesbildungen und teils aus dem ihnen jugendlicher Lebensraum, teils aus der verschiedenen Plutifikation, die sie mit anderen Volkschancen empfangen, entwickelt, gleichzeitig ist aber auch der Versuch gemacht, ihren Anteil am politischen, wirtschaftlichen und geistigen Leben der Nation abzugrenzen und dennoch die den einzelnen eigentümliche Begabung zu erkennen. Im Schlusskapitel unternimmt er endlich der Verfasser, die einzelnen Stämme zu einem Gesamtbilde, dem des deutschen Menschen, zu vereinigen und dessen Charakter, soweit dies möglich ist, aus einem Punkte zu begreifen.

doppeltes Fianchetto, h3? usw.) werden in seiner Hand zur schnellsten Waffe. Selbst mit der Bildung des Zentrums vorsichtig abwartend, rollt er das de- Gegners bald auf und reißt den Angriff an sich. — So läßt Reti also in der Eröffnung der Partie das strategische Prinzip sich ganz auswirken, ehe der taktische Moment einsetzt.

Der Weg des Schachspiels. II.

Während man also gegen Ende des Mittelalters das Schachspiel in allen Kulturländern Europas kannte und spielte, sind es doch noch hauptsächlich Spanien und besonders Italien, wo das Schach einer neuen Blütezeit entgegengeht. Wohl hielt man an den alten, jetzt veralteten Spielregeln, fest; aber gewonnene Erkenntnisse wurden theoretisch festgelegt; es erschienen schon Lehrbücher und die ersten Aufgabensammlungen. Berühmte Namen tauchen auf, um sich für immer in der Schachgeschichte zu erhalten: Muzio, Damiano, Lopez, Greco und viele andere. Neapel ist eine Zeitlang die Hauptstadt des Schachs. Anekdoten und Erzählungen entziehen der Sage und erhalten geschichtliche Wahrheit. Die Hegemonie der Südländer behauptet sich noch während des ganzen 17. Jahrhunderts. Da entsteht eine gewaltige Aenderung. Das Schachgewicht verschiebt sich nach Frankreich, wo eine geradezu klassische Periode des Schachs und seiner Entwicklung einsetzt. François André Danican, bekannt unter dem von seinem Vater angenommenen Künstlernamen Philidor (geb. 1712 zu Oureux), das war der Mann, um den sich bald alles, was Schach heißt, gruppiert. Philidor war schon in der Jugend ein Schachwunderkind, später einer der begabtesten Spieler, vor allem aber ein ganz hervorragender Theoretiker, der besonders den Wert der Bauern in der Spielführung erkannte und in seinen Lehrbüchern vertrat. Besondere Anerkennung fand er auch in Englands Schachkreisen, sodaß neben Paris auch London im Schachleben eine führende Rolle langsam übernahm. In England verstarb auch Philidor, die Revolution hatte ihn aus der Heimat vertrieben. Ein besonders ehrendes Denkmal setzt ihm L. Bachmann in seinem sechsen erschienenen Buche: „Die historische Entwicklung des Schachs.“ Er nennt Philidor darin den ersten Welttschachmeister.

Lösungen erst in nächster Nummer.

Berichtigung. Im Text voriger Nummer muß es heißen:
Siṣa ibn Dahir.

Rätsel

Problem „Der kleine Dressieur“



Kettenrätzel

Aus folgenden 12 einsilbigen Wörtern sind 12 zweisilbige zu bilden, so daß die Endsilbe des vorhergehenden Wortes immer die Anfallsilbe des folgenden bildet:

Bein, Bruch, Eck, Haus, Recht, Spiel,
Stein, Stück, Tisch, Wort, Zahl, Zeug.

Scharade.

Die Erste hört, zwei andere trägt ein Baum,
Das Ganze weckt die Dummheit aus dem Traum.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Risellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 28:

Bilderrätsel: Verlorene Zeit wird nie wiedergefunden. — Buchstabenscherzrätsel: Pianist. — Homonym: Platte.